

sigi zimmerschied

Die Stachelbeersträucher von Saigon

LangenMüller


sigi
zimmerschied
Die Stachelbeer-
sträucher von
Saigon
LangenMüller

sigi zimmerschied

Die Stachelbeer-sträucher von Saigon

SATIREN

LangenMüller

Besuchen Sie uns im Internet unter
www.langen-mueller-verlag.de

© für die Originalausgabe und das eBook:
© 2013 Langen*Müller* in der
F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München.
Alle Rechte vorbehalten.
Schutzumschlag: Wolfgang Heinzel
Umschlagfoto: Rudi Klaffenböck, Passau
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Satz und eBook-Produktion:
Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
www.Buch-Werkstatt.de

ISBN 978-3-7844-8156-2

Tolles Programm!
Hätte ich gerne verstanden.
Das versicherten mir viele Zuschauer meiner Kabarettprogramme, vor allem nördlich des Mains, wenn dem kompletten Vergnügen wieder einmal der niederbairische Dialekt entgegengestanden war.
Obwohl ich überzeugt bin, dass Sprachverständnisgrenzen zwischen Menschen verlaufen und nicht zwischen Regionen, dachte ich immer:
Schade!
»Die Stachelbeersträucher von Saigon« sind nun literarische Adaptionen dieser Programme, lesbar gemachter Bühnenwildwuchs.
Ein Angebot an alle, auf der ihnen vertrauten Worteleiter in die Abgründe einer Grenzgängerseele zu steigen.
Der Versuch, einen Zugang in meine Welt zu schaffen für Theatergänger und Leser, denen die Gnade des Dialekts nicht gegeben ist und die in der unzerstörbaren Gewissheit leben, dass ein umfangreicher schriftdeutscher Wortschatz und eine funktionierende Grammatik allein schon Sprache sind.
Das ist das eine.
Da Bairisch selbst jedoch eine Sprache ist, und kein Dialekt, sind natürlich die unübersetzbaren Klangbilder, mantraartigen, monologisch retardierenden Sprachmobiles und Kraftausdrücke geblieben.
Das ist das andere.
Lassen Sie sich davon das Vergnügen nicht verderben.
Nehmen Sie’s als Rätsel.
Oder als tägliche Übungsgrundlage für den Besuch eines meiner nächsten Programme.
So oder so.
Mit dialektischen Wünschen

Ihr Sigi Zimmerschied

Danemlem

Schalterbeamter und Deifesgsicht,
Mondscheinprinzessin und Hagelnosn,
Hulla hupp und Frösch aufblosn,
betn, bis da Dom zambricht

Erstkommunion und Zipfeziaga,
Judenkönig und Bettnbiesler,
Sektempfang und Haxnfiesler,
Rechtsanwalt wiad Linksobbiaga.

Ehrenbriaf und Geistesgstörda,
Schienboaschützer und Schwanensee,
Stöcklschuah mecht barfuaß geh,
Polizist und Doppelmörda.

Danem is danem.
Do heyft koa Lem,
do heyft koa Schreim.
Des wird so bleim.

Das Geschöpf

Von der Kabarettistenwerdung eines Menschen

Kabarettist, das ist kein Beruf, das ist ein Defekt.
Das ist ein Spiel-, Sprach- und Assoziationswesen, gesteuert von einem Schaltkasten, in dem etliche Relais falsch justiert wurden oder gänzlich fehlen.
Geschaffen in einem folgenschweren Moment im Verlauf jener sieben Tage, in dem der Schöpfungselektriker entweder betrunken war oder unbeaufsichtigt von einer diabolischen Laune erfasst wurde.
Kabarettist, das sind Schaltfehler im Kopf, Hirnrisse, in denen Gedankenfunken sprühen, dort, wo normalerweise wohlgepolter Gleichstrom fließt.
Kabarettist, das ist kein Lebensplan, das ist eine Passion.
Kabarettist ist nicht etwas, das man wird, sondern etwas, das einen nicht mehr loslässt.
Alles andere, das sind Witzeerzähler, Comedians, Humoristen, Alleinunterhalter.
Ehrenwerte Berufe, Menschen mit einer manchmal großen Fertigkeit, das Banale der Normalität noch einmal so zu verkürzen, dass ein Witz daraus wird, in dem der Mensch sich wohlfühlt, indem er sich nicht erkennt.
Darüber lachen die meisten.
Davon gibt es viele.
Kabarettisten dagegen gibt es nur wenige.
Denn für sie ist das ganze Leben mitsamt der Schöpfung ein Witz, den sie zu erklären versuchen.
Sie spielen mit der Heillosigkeit, die die Volksbelustiger zu verdrängen versuchen.
Das eint sie, wiewohl es regionale Unterschiede gibt.
Jeder ist sich des Abgrundes bewusst, aber manche gehen grundsätzlich anders damit um.
Der bayerische Kabarettist zum Beispiel versucht die Sinnlosigkeit zu bekämpfen, der österreichische genießt sie.
Der Gipfel des Humors ist der Absturz.
Das Scheitern.
Darüber lachen nun aber deutlich weniger.

Das macht die Zahl der Kabarettisten überschaubar.
Zum einen, weil sie nicht baugleich sind mit dem Rest der Menschheit und dadurch nicht kompatibel mit der Serienproduktion, und dies unabhängig davon, ob man glaubt, die Basis sei das Buch Genesis oder dass es in den Genen ist.
Wo man die Werkstatt vermutet, ist zweitrangig, das Hauptproblem ist, es gibt kaum Ersatzteile.
So landen die meisten Fehlkonstruktionen auf dem Müll.
Zum anderen, weil diese Inkompatibilität keiner aushält und somit die meisten versuchen, mit Johanniskraut, Antidepressiva und Drogen ihre Anomalie wieder in Normalität zu transformieren, um an Stammtischen und in Mitarbeitermeetings nicht unangenehm aufzufallen.
Unzweifelbar aber gibt es eine Handvoll Kabarettisten.
Warum?
Manchmal, so möchte ich es mir erklären, hat wohl der Schöpfer Mitleid, weniger mit seinen Geschöpfen, aber mit seinem Elektriker, wenn er ihn dabei beobachtet, wie dieser seinerseits kopfschüttelnd und in Trauer versinkend die Biographien seiner Irrläufer verfolgt.
Dann tritt der Schöpfer an ihn heran, fasst ihn tröstend an der Schulter und verspricht seinem Handwerker, er werde für seinen nächsten Verdrahtungslapsus eine Biographie entwerfen, die dem Hoffnungslosen eine Chance lässt.
Dann sitzen sie zusammen, trinken ein paar Obstler und basteln ein Geschöpf, das nicht nur trotz dieser Defekte, sondern gerade ihretwegen in Würde überleben kann.
Wenn Gott ein schlechtes Gewissen hat, dann entsteht ein Kabarettist.
Und das hat er ganz selten.
Dann aber wird das Danebenleben zum Überleben.
So war es wohl auch im Jahre 1953.
Wieder einmal war der Schöpfungselektriker am Boden zerstört.
Wieder einmal hatte er alle Drähte verwechselt.

Ein an sich patentes Kerlchen mit großen Augen wollte in die Welt, aber mit einem dermaßenen Verdrahtungsverhau im Kopf, dass es dort nicht lange hätte bleiben können.
Da dachte Gott einen Augenblick nach und entschied sich, der Welt einen weiteren überlebensfähigen Hoffnungslosen zu schenken, einzugreifen in die Entwicklung eines dieser Geschöpfe, für die es von Anfang an nur zwei Möglichkeiten gibt.
Unter der Brücke zu landen oder auf der Bühne.
Und er ordnete dessen biographisches Umfeld so, dass nichts anderes entstehen konnte als ein Kabarettist.

I.

Als Erstes galt es einen Ort zu finden, der so eng, provinziell, so bedrückend und voll oligarcher Macht war, dass Widerstand zwangsläufig entstehen musste.
Er dachte zunächst an Gabun, Nowosibirsk oder Paderborn.
Gabun schied mit einer Bevölkerungsdichte von fünf Einwohnern pro Quadratkilometer wegen der mangelnden Gastspielmöglichkeiten aus.
Nowosibirsk empfand er wegen des Kommunismus als ungeeignet, er wollte sein Geschöpf nicht im Gulag verenden sehen, und an Paderborn störte ihn die Sprache.
Ihm schwebte ein sinnlicher Widerstand vor.
So entschied er sich für Passau, einen niederbayerischen Ort jenseits der Hauptstädte, mit fast achtzig Prozent CSU, einer minderwertigkeitskomplexgeplagten Einwohnerschaft, zwei Brüdern, welche die Presselandschaft beherrschten, und einer übermächtigen Kirche.
Und Passau erfüllte noch eine weitere wesentliche Eigenschaft.
Diese Stadt und ihr Umland hatten eine gefährliche, prägende Schönheit, die Flucht nur als letzte Möglichkeit

erscheinen ließ und so den fruchtbarsten und schöpferischsten Widerstand, nämlich den vor Ort, nährte.

II.

Als Zweites gab er dem kleinen Geschöpf, das am 7. Oktober 1953 in Passau das Licht der Welt erblickte, ein Elternpaar, wie es unterschiedlicher nicht sein könnte.
Eine dialektische Spannung aus soldatischer Disziplin und anarchischer Kreativität.
Jede dieser Eigenschaften ist für sich allein eine Sackgasse.
Disziplin ohne Kreativität, das endet im äußersten Glücksfall mit vierten Plätzen bei Regionalmeisterschaften oder einem Schattenplatz auf dem Heldenfriedhof.
Anarchische Kreativität ohne Gestaltungskraft, das schafft Geistheiler, renitente Stammgäste und nährt die Psychopharmakaindustrie.
Im vorderen Teil der Lederergasse in Passau, dem besseren, dem, der der Kirche näher ist, der lange Zeit in der Hand von Passauer Beamtenwitwen war, dort lebte der mütterliche Teil der Verwandtschaft des Geschöpfs.
Rottaler Bauern, die Beamte geworden sind.
Das ist härter als Granit.
Ein Stammbaum wie eine Panzersperre mit Ästen, die jeden Kirchturm überragen.
Wurzeln zurück bis in die Gegenreformation.
Bauer und Beamter, das ist ein Doppeldünkel.
Mistgabel und Antragsformular, da passt keine Nachfrage dazwischen.
Seine »vordere Oma« war zäh und hager, hatte einen Kropf, aß Kalbsbratwürstel, Haferschleimsuppe und Anisgebäck, schlürfte Kamillentee und aufgequollenen Leinsamen.
Der »vordere« Opa war Kraftsportler, Vorturner am Reck, ein kreuzbraver Mann und Polizist.
Und die Mutter.

Lange rotblonde Haare, Schneewittchenblässe, Mondscheinprinzessin, Bildungsreisen, Dieter Borsche und Chippendale.

Viel weiter hinten, in dem Teil der Lederergasse, der letztlich in den Friedhof mündet, im Fuchsengassl, einer winzigen Seitengasse mit grobem Kopfsteinpflaster, dort wohnten die »Hinteren«, die von »seiner Seite«, wobei die von »ihrer Seite« nie wohnen dazu sagten, sondern immer hausen.
Fragen nach einem Stammbaum verloren sich in anfallartiger Arbeitsaufnahme, verschämtem Schweigen oder dem Vortäuschen von Hörfehlern.
»Ja, da Opa, der is, glaub i, ausm Rheinland kemma.«
Das war das Konkreteste, das lange Zeit über die Geschichte seines Großvaters väterlicherseits zu hören war.
Viel später erfuhr das Geschöpf, dass er aus dem Ort Zimmerschied im Lahntal stammte, Maschinist in Köln gewesen war, Kommunist, und im Affekt seine erste Frau und seinen Nebenbuhler erschossen hatte.
Nach der Haftentlassung kam er in die Gegend von Passau, lernte seine zweite Frau und damit die Großmutter des Geschöpfs kennen, erschoss sie nicht, hatte plötzlich Parteibuchnummer sieben der Passauer NSDAP-Ortsgruppe, und das geheime Waffenlager war hinter dem großelterlichen Doppelbett.
Vom Kommunismus zum Faschismus, das geht, wenn die Sehnsucht nach einem geschlossenen Weltbild größer ist als die nach Inhalten.
Ein Phänomen, dem das Geschöpf viele Jahre später in seiner Heimatstadt in der Person von Peter Seewald ein zweites Mal begegnete.
Der war in den wilden Achtzigern ebenfalls Kommunist, Mitglied der Arbeiter-Basis-Gruppen, wurde Journalist, interviewte für den »Stern« den Papst, wurde vom

Saulusblitz getroffen und ist heute Besitzer eines Klosterladens, sowie Biograph und persönlicher Vertrauter von Papst Benedikt.
Auch vom Kommunismus zum Katholizismus ist es nicht weit, wenn man hintenrum geht.
Die »hintere« Oma war aus Hauzenberg, einem bäuerlichen Ort im Bayerischen Wald, geflüchtet, Saisonbedienung, machte ohne Rezept, Mengenangaben und Garzeitentabellen phantastische Butterhendl und Rumlebkuchen, saß mit dem Rest des Lederergassenproletariats auf der Hausbank und lachte schriller, als zehn ungeölte Kellertüren quietschen.

Und der Vater.
»Hydrantenstenz« nannte ihn seine Frau, *»domestizierter Gammler«* eine Freundin der Familie.
Fußballspieler, Marathonläufer, Kartenspieler und Komödiant.

III.

Wir schreiben das Jahr 1953.
Ein deutsches Erziehungsjahr.
Weichenstellungen für den Rest des Jahrtausends.
Adenauer und seine Kolonial-CDU bekommen 45,2 Prozent, Walter Ulbricht wird 1. ZK-Sekretär, der Arbeiteraufstand zusammengeschlagen, Ernst Reuter stirbt, »Warten auf Godot« wird uraufgeführt, und im Passauer Stadttheater steht der »Bettelstudent« auf dem Spielplan.
Ein Jahr, bestens geeignet, den Säugling mit einer Verwandtschaft zu umgeben, bei der jede einzelne Person in der Lage war, den für seine spätere kabarettistische Laufbahn so wichtigen schöpferischen Trotz in ihm zu wecken.
Wenn sich die Dauerwellen und Fassonschnittköpfe der Verwandtschaft wie Blitz, Donner und Dauerregen kündende Quellwolken mit einem debil grinsenden

»Dulledulledu« über den Horizont des Kinderwagens in den Gesichtskreis des Säuglings schoben, dann kam bereits eine frühe Prüfung auf das Geschöpf zu.
Dann passierte zum ersten Mal das, wogegen es sich später ein Leben lang mit aller Kraft und Kreativität zur Wehr setzen würde, dann wurde es definiert, sein Leben bis zur Rente hochgerechnet, und jeder nagelte seine erlittenen Kriegstraumata und unerfüllten Nachkriegsträume in die noch unverletzte Kinderseele.
Einige streiften dabei sogar seine wirklichen Fähigkeiten.
Wie seine Tante.
Opernsänger sollte es werden, ein Heldentenor.
In der Namensgebung waren sie sich alle einig gewesen.
Etwas Nibelungisches entdeckten sie in ihm.
Einen Siegfried.
Hätten sie doch einen Alberich gefunden.
Mit den Rheintöchtern feixend auf einem Schatz zu sitzen, das sollte sich später als sein Wesen herausstellen.
Drachen töten war nicht seine Art.
Seine Tante also, die Schwester seiner Mutter, sah in ihm den erfolgreichen Tenor.
Seine Lieblingstante, sanft und empfindlich, die jeden Tag der Verzweiflung nahe von ihrem Arbeitsplatz in der »Passauer Neuen Presse« kam, über Mobbing, Intrigen und politische Enge klagte und deren Hilferufe an der Stärke ihrer Schwester und der Freudlosigkeit ihrer Mutter abprallten.
Dann zog sie unter den argwöhnischen Blicken der Mutter ihr hübschestes Kleid an und ging in die Liedertafel oder den Chor des fürstbischöflichen Operhauses in Passau und sang.
Sang von Jungfernkränzen, die zu winden seien, von Flammen, die zum Himmel lodern, und von den Wipfeln, über denen endlich Ruhe ist.
Einen kleinen, dicken Koch sah die »hintere« Oma in ihm.

Obwohl beim Betrachten des Säuglings eine eher raffinessearme Speisenpalette vor ihren Augen entstand, war dieses Gemisch aus Braten, Knödel, Bier, Rohrnudeln, Tabakqualm und stämmigen Bedienungshaxen noch der stimmigste von allen Lebenswünschen, die in den Kinderwagen geträufelt wurden.
All diesem dionysischen Unflat vermochte die »vordere« Oma nicht das Geringste abzugewinnen.
Opernsänger, Koch, das war für sie *»armer Leute Brot«.*
Für sie stand fest:
Hier hat ein Polizist heranzuwachsen.
Hier hat Sicherheit zu entstehen.
Ein Beamter.
Einer, der den Vorgesetzten ehrt, bis er selber einer ist.
Sie sagte das mit derselben Bestimmtheit, mit der sie jedem Weihnachtsfest einen Stimmungshöhepunkt bescherte, indem sie uns mitteilte, dass sie das nächste Weihnachten nicht mehr erleben werde.
Manchmal waren ihre beiden Freundinnen zu Besuch.
Eine vertriebene Banatdeutsche und eine weitere Kriegerwitwe.
Dann erfüllte sich der Raum um den Kinderwagen mit hochtönigem Klagegesang.
Wenn dieses »Lacrima Christi Trio« anhob, seinen gesammelten Weltschmerz, angereichert mit Zwieback und Kamillentee, dem Kind in der Krippe zu schenken, dann ward der Welt zum einen ein sonderbarer Heiland geboren, und zum anderem wuchs in dem Säugling bereits das Gespür für den klagenden Sprechgesang, die Melodik des Scheiterns, die Sanglichkeit der ritualisierten Wiederholungen.
Ab und zu legte dann auch noch ein kriegsversehrter Veteran seinen Armstumpf auf den Kinderwagenrand und sprach dem Geschöpf jede Qualifikation für eine militaristische Laufbahn ab, weil es mit seinem schwarzen Lockenhaar aussehe wie ein *»Weibaleid«.*

Wenn es seine Mutter mit beiden Armen sowohl fest als auch von sich weghielt, dann traf es ein Blick, der nicht die Frage nach seiner, sondern nach ihrer Zukunft stellte.
Dann war es in ein Leben getreten, das anders verlaufen hätte sollen.
Es ging nicht um die Frage, was es werden sollte, sondern warum es überhaupt da war.

Dafür sah es der Vater mit klarem Blick, wenn er ihm durchs lockige Haar strich, in seine dunklen Augen sah und seine kräftigen Strampelwaden umfasste.
10,8 – 190 – 89 – 90 – 60 – 90.
Das waren die Koordinaten.
Eindeutig ein Sprinter, 10,8 auf hundert Meter, 1 Meter 90 im Hochsprung und das entscheidende Tor in der 89. Minute in der B-Klasse Passau gegen den SV Jandelsbrunn, einen Bauernverein, gegen den der Vater mit seinem hochgelobten Stadtclub nie gewinnen konnte.
Und jede Menge attraktiver Verehrerinnen, die dem fülligen Haar und den dunklen Augen verfielen.

Es hätte etwas Adeliges im Blick, Direktor könnte es werden, wenn nicht gar ein Oberst, kündete die zweite Tante, deren große Liebe im Krieg gefallen war.
Du warst so treu,
du warst so gut,
fürs Vaterland gabst du dein junges Blut.
So stand es auf dem Sterbebild.
Sie war nun mit ihrem zweiten Mann, einem Metzger, verheiratet.
Dieser hatte für das Würzen einer Lyonerwurst nur aufgrund hinterhältigster Intrigen seiner Metzgerkollegen keine Medaille bekommen.
Auch eine Niederlage.
Sie war, der Sage nach, Chefbedienung im Passauer Ratskeller gewesen und hatte angeblich dem Führer einmal

eine Suppe serviert.
Sie roch nach Kernseife und war bei bereits der kleinsten Etiketteverfehlung *»erschüttert«,* wobei sie auf dem »sch« zischend und Druck aufbauend verweilte, um dann die Endsilben wie letzte Abmahnungstorpedos in die Runde zu schleudern.
Es war vor allem diese gestrenge Tante namens Mela, welche die mentale Erziehungshoheit übernahm und somit in dem Geschöpf die erste und fundamentale Überlebenseigenschaft eines Kabarettisten stärkte, nämlich Einsamkeit zu ertragen durch die Kommunikation mit sich selbst.
Auf ihr Anraten hin wurde das Geschöpf, immer wenn es über Gebühr zu schreien oder zu weinen begann, ins Schlafzimmer gebracht, wo es niemanden mehr störte.
Tante Mela wies darauf hin, dies sei gut für die Disziplin und die kleinen Lungenflügel, die dadurch ebenfalls gestärkt würden, und das Geschöpf würde ihr später einmal, wenn es Generaldirektor sei und die großen Empfänge geben müsse, sehr dankbar sein dafür.
Im Schlafzimmer schrie es, bis es blau wurde im Gesicht, und begann, als dies alles folgenlos verhallte, sich mit sich selbst zu beschäftigen.
Und es entdeckte sehr früh eine nicht enden wollende Geschichtensehnsucht in sich.
Wenn Besuch im Hause war und wildes Palaver die Räume erfüllte wie Drogenduft, dann schlich es leise aus seinem Kinderzimmer, legte sich vor die Küchentür und lauschte den Geschichten.
Eingerollt wie eine Katze fand man es auf der Türschwelle liegend, wenn der Schlaf wieder einmal stärker war als die Kraft der Stimmen und Geschichten.
Damals schon, als man es ins Bett trug, war die Freude über seine Geschichtensucht verhaltener als die Sorge darüber, dass es jene womöglich weitererzählen könnte.
Und es waren die ersten Feindbilder geboren.

Herrschsüchtige Tanten und verriegelte Schlafzimmer.
Bis zum heutigen Tag keimt in dem Geschöpf immer wieder der Verdacht auf, es habe vielleicht nur deshalb den Weg auf die Bühne gewählt, weil es nicht ins Bett gehen wollte.
Wenn das Schreien allerdings gar nicht enden wollte, bekam Tante Mela tiefe Sorgenfalten.
Und als das Geschöpf Jahre später als Kind in einem weiteren sublimen Notwehrakt alle Kripperlfiguren mit Lametta am Christbaum erhängte, und zwar alle, auch das liebe Mohrle mit dem Weihrauchfass, meinte sie, das Kind müsse unbedingt zum Psychologen, sonst werde das nichts mit dem Oberst.
Man müsse dann womöglich froh sein, wenns zum Lehrer reicht.
Oft lösten sich diese Wolken über dem Kinderwagen dadurch auf, dass das Geschöpf zu schreien und zu pfurzen begann und die Betrachter sich die Lebenspläne des Säuglings gegenseitig um die Ohren schlugen.
Wenn die »hintere« Oma mit dem Satz *»Schreit, kracht und stinkt, des wird doch a Oberst«* alle hehren Pläne unterlief, brach eine Empörungs- und Rechtfertigungswelle los, die das Geschöpf in Ruhe weiterstrampeln ließ.
Eine Technik, die es später noch im Gymnasium und etlichen Ermittlungsverfahren wegen Gotteslästerung und Beleidigung des Staates erfolgreich anwandte.

IV.

Als Nächstes galt es, die Geschichtensucht und die Spielfreude seines Geschöpfs zu nähren, und so schenkte der Weltenerbauer seinem Auserwählten einen Egerländer Friseur und einen amerikanischen Onkel.
Emanuel, der Friseur, war ein begnadeter Geschichtenerzähler.
Wenn alles, was er je erzählte, der Wahrheit entsprochen hätte, er hätte zweihundert Jahre alt sein müssen und eine

medizinische Sensation dazu.
Denn da gab es kein Organ, das nicht schon einmal entfernt wurde, und keine Krankheit, die er nicht überwunden hatte.
Er hatte den Führer frisiert und war bedeutenden Menschen begegnet, die zu diesem Zeitpunkt nachweislich bereits tot waren.
Aber es war bedeutungslos, selbst wenn nichts von dem, was er erzählte, je Wirklichkeit war, so war es dennoch wahr.
Denn Emanuel war der erste Künstler, dem unser Geschöpf begegnete, und es lernte, dass der Wahrheitsgehalt einer Geschichte nachrangig ist zur Virtuosität der Erzählenden.

Ach weißt du, Sigi, du hast ja so recht, wenn einer recht hat, dann du, ich sags immer wieder.
Ich bin ja genau wie du.
Diese alten Weiber, diese mistigen Tabernakelwanzen, muss ich schon sagen, und die Wahrheit muss man sagen dürfen, wer soll denn die Wahrheit sagen, wenn nicht wir.
Immer auf die Kleinen.
Immer soll man Generaldirektor werden, der einfache Handwerker zählt nichts bei diesen Herz-Jesu-Britschen.
Ich wäre ja noch viel radikaler als du.
Ich würde es mir auf die Brust schreiben und durch die Stadt laufen.
Diese bigotten Betschwestern, immer »Grüß Gott, Herr Stadtpfarrer«, und dann schieben sie ihm die Weinflaschen hinten rein, diesem schwulen Ostpreußen.
Das ist die Wahrheit, so wahr ich hier stehe, und maustot möchte ich umfallen, wenn das nicht die Wahrheit ist.

Er fiel nicht tot um, ganz im Gegenteil.
Er frisierte kurz darauf mit gleicher Emphase den noch Momente zuvor gescholtenen Stadtpfarrer.

Sie sagen es, Herr Stadtpfarrer, nur das Alter, nur die Weisheit, die Weisheit des Alters, das ist das Fundament.
Sie sagen es, ich könnte es nicht besser sagen, da bin ich genau wie Sie.
Die Jugend hat doch keine Werte mehr.
Mit vierzehn zeigen sie die Brüste und ficken wie die Karnickel.
Verzeihen Sie, Herr Stadtpfarrer, Sie dürfen nicht ficken, aber das ist der Gerechtigkeitssinn in mir, da werde ich zur Apokalypse.
Das ist die Wahrheit, das muss man sagen dürfen, und wer soll sie sagen, wenn nicht wir. Da bin ich wie unser Herr Jesus.
Und ich wäre noch viel radikaler.
Ich würde es mir auf die Handflächen brennen und über die drei Flüsse laufen.
Das ist die Wahrheit, und maustot möchte ich umfallen, wenn das nicht die Wahrheit ist.

Wenn er dann hinter seinen Kunden stand, die Effilierschere führte wie ein Shakespeareheld das Schwert und mit dem Kamm seine Phantasiekompositionen dirigierte, sich dabei im Spiegel betrachtete und vor Gerechtigkeit bebend zur Höchstform auflief, dann war er der King Lear von der Lederergasse.

Sie haben völlig recht, Herr Generaldirektor.
Ich könnte es nicht besser sagen.
Dass Ihre Dogge dem Nachbarsdackel den Oberschenkel durchgebissen hat, das finde ich mehr als gerecht.
Ich kenne die Dackel, wenn einer die Dackel kennt, dann ich.
Dieses aufreizende, scheinbar friedfertige Flanieren von Handwerkerehepaaren mit ihren Dackeln, widerlich!
Da braucht man sich nicht zu wundern, wenn eine sensible Dogge durchdreht und diesem Köter den Oberschenkel

durchbeißt.
Schweine, alle sind Schweine, auch die Hunde, außer den Doggen.
Nein, nein, Sie sagen es ganz richtig, Herr Generaldirektor, ich könnte es nicht besser sagen.
Manchmal muss man eine Entscheidung treffen zwischen dem Menschen und dem Hund, und in Ihrem Fall entscheide ich mich als Mensch für den Hund.

Der amerikanische Onkel hieß Dick, und es war eine türkisrosasilbergoldene Farbeninvasion in die Pastellfarbenwelt der Passauer Lederergasse, wenn es hieß: *»D'Amerikaner kemman!«*
Ein riesiger goldfarbener Cadillac mit einem weißen Dach, sechsfachen Schlussleuchten und blinkenden Chromleisten hat aus der Lederergasse eine Einbahnstraße gemacht. Wie ein Magnet hat dieses Auto alle Halbstarken aus den Lederergassenhäusern gesogen und ein Staunen in ihre Gesichter gezaubert, wie es sonst nur Außerirdische vermögen.
»Wia miaßn erst de Häusa von dene Menschen ausschaung, wenn de Autos scho so groß san!?«
Onkel Dick.
Freundlichkeit und Tod.
Merry-Christmas-Karten und den Lederriemen als Erziehungsinstrument, Riesenbaby und Vietnamkrieger.
So geschah es, dass er im Garten der »hinteren Oma« unter den gebannten Blicken der Kinder die Hand erhob, sie zu vibrieren begann, unterlegt mit einem leisen, aber singenden Pfeifen, das aus der Ferne zu kommen schien und immer bedrohlicher wurde.
Plötzlich lief er los, auf die erschrockenen Kinder zu, sauste mit seinen Handflächen über deren Köpfe.
»So hoben sie gemocht, de Raketen von die gelben Deifel, irgendwann auf die Nocht sind sie gekommen, und da war ganz hell der Himmel über Saigon, und dann, äh …«

Onkel Dick ließ sich dann meistens auf den Gartenboden fallen und rollte sich die kleine Holztreppe hinunter, welche den Vor- mit dem Gemüsegarten verband, um unter vernichtenden Maschinengewehrsalven jämmerlich zu Tode zu kommen.
Um gleich wiederaufzuerstehen in imperialem Glanze und weiter von der Größe und der Mission Amerikas zu künden.
»Aber am nächste Tag haben wir gesucht de gelbe Deifel, de dreckige Charly, und san nei in de Dschungel.«
Dann ahmte er Vogelstimmen nach und schlang seine Hände um die Kinder, als wären es giftige Schlangen.
»De konnte überall sei, de Schlitzauge.
De sieht man nicht.
De hod keine Farbe, de dreckige Vietcong.«
Nach einem kurzen, von atemloser Spannung getragenen Moment brach das Inferno los.
Wenn dann die feindlichen Flugstaffeln zwischen dem Kloster Mariahilf und dem Dom, also direkt über Omas Garten, waren und alle den gelben Dschungelmonstern schutzlos ausgeliefert, dann hat sich Onkel Dick in den Gemüsegarten gehechtet, ist an den Salatköpfen vorbei in Richtung gelbe Rüben gerobbt, am Sellerie vorbei, und hat noch ein paar hinterhältige Vietcongs umgemäht, die sich hinter den Stangenbohnen versteckt hatten.
»Fahrt zu die Deifel, du dreckige Charly«, brüllte er dabei, und dann tobte die Entscheidungsschlacht.
Er warf sich mit einem Tarzanschrei in den Schutz der Stachelbeersträucher und holte mit den Abwehrflaks, die aus abgebrochenen Spatenstielen bestanden, die gelbe Brut vom weiß-blauen Himmel.
Und wenn er dann mit ein paar unerheblichen Kratzern aus den Stachelbeersträuchern wieder aufgetaucht ist, brach ein frenetischer Jubel unter den Kindern aus, und manchmal haben die Nachbarn aus ihren Fenstern heraus mitgeklatscht.

Die »hintere« Oma allerdings hat die zerstörten Stachelbeersträucher wieder zurechtgeschnitten und saß dann ganz still auf der Hausbank, die gelben Rüben in der Hand, die in Saigon zertreten worden sind, obwohl sie der Opa ausgesät hat, um Stalingrad zu vergessen.
Und so wurde unser Geschöpf zum Pazifisten.
Nicht wegen Nixon, dem Vietcong, Franz Josef Strauß oder den Notstandsgesetzen, sondern wegen den zertretenen Stachelbeersträuchern von seiner »hinteren« Oma.
Onkel Dick rettete allerdings nicht nur jeden Tag eindrucksvoll die Welt, er vermittelte auch auf seine ganz eigene Art und Weise dem Geschöpf die Kunstform des Minidramas und somit auch die Fähigkeit, komplexeste dichterische Formen auf eine populäre Vermittlungsform zu reduzieren.
Die kunstbeflissene Tante Gisi nahm den amerikanischen Schwager einmal mit zu einer Veranstaltung der Europäischen Wochen in Passau.
Auf dem Programm stand »Don Carlos« von Friedrich Schiller.
Als ihn die »hintere« Oma fragte, wie es denn nun gewesen sei, dieses »Don Carlos«, brachte Onkel Dick das Schillersche Werk auf eine unvergessliche texanische Kurzformel.
Er stieg auf das Kanapee, stieß sich pantomimisch mit dem Ausruf *»Don Carlos, äh …«* ein Messer in die Brust und ließ seine zwei Zentner auf die Sprungfedern des Kanapees krachen, sodass sich Staub und Milbenwolken in der Küche ausbreiteten, als wäre es Entlaubungsnebel.
Alle lachten, und die »hintere« Oma wandte sich weiter ihren Rohrnudeln zu, in ihrer Überzeugung bestätigt, dass *»des Don Carlos do«* doch wohl nur ein ziemlicher Krampf gewesen sei.

V.

Dann allerdings war es an der Zeit, dem Geschöpf die ersten Prüfungen zu schicken, auch um es mit den zu erwartenden Folgen seiner Fehlverdrahtung zu konfrontieren und seine Widerstandskräfte zu fördern.
So ging es im Jahre 1959 als Römer auf einen Passauer Kinderfasching.
In einer Zeit, in der es eigentlich nur Metzger, Matrosen und Cowboys gab.
Das Bundesverwaltungsgericht genehmigt die Ausrüstung der Bundeswehr mit amerikanischen Atomwaffen.
Die jüdische Synagoge in Köln wird schon wieder mit Hakenkreuzen beschmiert.
Der Bayerische Rundfunk sendet den ersten »Komödienstadel«.
Alle sind schon wieder gleich verkleidet.
Fasching kommt von Faschismus, ist nur lustiger.
Romy Schneider und Alain Delon geben ihre Verlobung bekannt, und im Passauer Stadttheater wird der »Bettelstudent« gegeben.
Möglicherweise kam das Geschöpf auf diese unheilvolle Idee, um der Mutter und der Tante Mela zu gefallen, denn die liebten keine Western und Piratenfilme, sondern lasen Bücher wie »Sinuhe der Ägypter« oder »Die Kartause vom Parma« und sahen sich Filme an wie »Ben Hur« oder »El Cid«, also Heroensagas mit historischem Hintergrund, bei denen ihr absoluter Liebling Charlton Heston am Ende entweder eine Erleuchtung bekam oder tot vom Pferd fiel.
Da stand es nun in seinem selbst erfundenen Römerkostüm im Kindergarten als lächerlicher Fremdling in einem Kreis von Indianern, Zigeunerinnen, Cowboys und Matrosen.
Warum er denn einen Weiberrock anhabe, fragten die kichernden Kinder das ebenfalls amüsierte Fräulein Schwester.
Wieso er eine Strumpfhose und Sandalen trage und ein goldenes Nachthaferl auf dem Kopf habe?

Und als dem Geschöpf dann die Erklärungen ausgingen und es die Erniedrigungen nicht mehr ertrug und mit seinem Laubsägeschwert einen ebenfalls unschuldigen, rachitischen Winnetou zusammendrosch, musste es zur Strafe noch eine Viertelstunde in der Ecke stehen, verloren wie Varus im Neuburger Wald.
Da lernte es wieder viel.
Erstens, es lebt sich furchtbar als Römer unter Metzgern.
Zweitens, gegen Rotkäppchen und Cowboys helfen keine Worte.
Drittens, die Mädchen gehen mit den Siegern heim.
Ein Viertes lernte es, als es dann doch einmal ein Mädchen nach Hause begleitete.
Ein Auto überholte sie.
Das Mädchen zuckte zusammen.
Das sei ihr Vater gewesen, ein Hypochonder, das Geschöpf könne sie jetzt nicht alleine lassen, es müsse sie ins Haus begleiten, sonst gebe es ein Unglück.
In der Bibliothek roch es nach Gesamtausgaben und Melissengeist, auf einem thronartigen Sessel saß in Decken gewickelt mumiengleich der Vater des Mädchens und sah das Geschöpf an wie eine Schildkröte.
Eine Stimme, als wäre sie von Bernhard Minettis unbegabtem Bruder, erfüllte den Raum.
Es ginge doch ins humanistische Gymnasium, erinnerte der Vater das Geschöpf an seinen Bildungsstand.
Das Geschöpf nickte.
Dann kenne es doch sicher die griechische Dreiteilung der Liebe.
Eros, Sexus und Agape.
Das Geschöpf nickte erneut, und das bereits ebenfalls mit dieser schildkrötenhaften Halsstarrigkeit.
Und es sei ihm doch klar, dass für seine Tochter nur die Agape infrage komme.
Das Geschöpf nickte ein letztes Mal, so wie es auch das letzte Mal war, dass es ein Mädchen nach Hause brachte.

VI.

Über derartige Niederlagen führte der Schöpfer sein Geschöpf zur Bergpredigt.
Und er ließ es den gesamten Kreuzweg gehen.
Ministrant, Lektor, Pfarrjugendführer, katholische Jugendarbeit, diese ganze bayerische Mischung aus Pfänderspielen, kalter Kotze und Transzendenzerfahrung.
In einer »gemischten Runde« mit einem Ständer in der Hose einen Adventskalender basteln.
Als Jugendvertreter im Pfarrgemeinderat mit zehn Siebzigjährigen acht Wochen lang darüber diskutieren, ob das neue Gebetsbuch jetzt »Lob Gottes« oder »Gottes Lob« heißt.
Nach einem ökumenischen Fruchtsäftemixen die Sakristei vollkotzen und als Leadsänger bei den rhythmischen Messen mit strahlendem Offenbarungsgrinsen in der erlösungskündenden C-F-G7-C-Akkordfolge »Und sie schlugen Ihn ans Kreuz« singen.
Bis das Geschöpf erkannte, dass der ganze Katholizismus eigentlich gar nicht so wichtig war, er war einfach nur da, wie eine große metaphysische Kreissparkasse.
So mächtig, aber letztlich auch genauso langweilig.
Man kam ihm nicht aus, man fraß ihn in sich hinein, er drückte und blähte in den Gedärmen, und große Teile der Kindheit und Jugend bestanden darin, einen Platz zu finden, an dem man ihn wieder loswerden konnte.
In einem einzigen, riesigen, apokalyptischen Weihrauchschoaß.
Der Katholizismus.
Aber der Schöpfer hatte sein Geschöpf getränkt mit der Droge der Bildhaftigkeit, der Inszenierung, der Gleichnisse und Chiffren.
Und er wusste, das alles würde dem Geschöpf eine große Hilfe sein auf seinem Weg durch ein Leben, an dem es immer wieder verzweifeln wird.

Denn mit den Instrumentarien der Irrationalität werde es ihm gelingen, jede Verzweiflung mittels Wut in sinnliches Kabarett zu transformieren.
Und die Sehnsucht danach besteht von Schöpfungsanbeginn bei allen Menschen, vornehmlich denen, die auserwählt waren, einmal sein Publikum zu sein.

VII.

Als Letztes, bevor er das Geschöpf in die Welt des Kabaretts entließ, schenkte ihm Gott die Gewissheit, dass Ironie in ihrer gelebten Form ein lustvolles und zugleich konfliktlösendes Element ist.
Es war die Zeit, als Wilhelm Bungert das Wimbledonfinale verlor, Kurt Georg Kiesinger CDU-Vorsitzender wurde, Oskar Maria Graf starb, Benno Ohnesorg erschossen wurde und im Passauer Stadttheater der »Bettelstudent« auf dem Programm stand.
Das Geschöpf war in der dritten Klasse des humanistischen Gymnasiums und kam mit dem bereits sechzehnten Verweis nach Hause.
Für Tante Mela schien die Zeit gekommen, mit einer physischen Bestrafung nachhaltig zu demonstrieren, dass es nicht angehe, in eine spätere gehobene Beamtenlaufbahn mit einem dermaßenen Strafregister einzutreten.
Mit ernster Geste überreichte sie dem Vater den Spanischen, diese biegsame Adenauervariante des altbiblischen Bastonadeprügels.
Dabei sagte sie ihm, wie stolz sie sei, dass er wie der Schah von Persien aussehe, und dass selbst der hart durchgreife, wenn es die Situation erfordere.
Das Geschöpf war sich sicher.
Der Vater. Nie.
Nie würde er es schlagen.
Der liebt Spaziergänge, Waldläufe und Baden im Stausee.